

(Nachdruck verboten.)

Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Garry.

20] Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
von Alfred Peuter

Wochen waren vergangen.

Eines Abends — Cäcilie schlief bereits in ihrer Kammer, während Elias noch auf der Terrasse seinen Träumereien nachhing und nach den rosigten Bergen Arabiens hinüberblickte — meldete Assir:

„Herr, Slamin erwartet Dich am Stadttore und schickt einen Boten, der Dich hinführen soll.“

„Gut! Folge mir!“

Rasch stieg Elias, nachdem er sich mit Geld und Waffen versehen hatte, in den Hof hinab.

Bis über die Döhlen vermunnt, huschten die drei Männer durch die schlafenden Gäßchen zum Mogrebinertore, wo gegen ein beträchtliches Baschisch die türkische Wache den Torflügel ein wenig öffnete.

Der über dem Delberge am Himmel hängende Mond übergoß das Tal Josaphat mit seinem Lichte und verwandelte dieses düstere, schaurige Reich des Todes in einen feenhaften Eisgarten.

Dornen hatten sich in ihre Mäntel, unter ihren Füßen gerieten Steine ins Rollen und weckten ein lebhaftes Echo in den Schluchten. Herumschweifende Schakale flüchteten sahen. Endlich bemerkte Elias am Fuße des im Mondlichte wie Schnee schimmernden Absalomsgrabes ein schwarzes Zelt und vier fahle abgestumpfte Kegel.

„Ist es dort?“ fragte er den Boten.

„Dort ist's!“

Schweigend stiegen sie weiter hinab und wieder empor, bis sie endlich an Ort und Stelle angelangt waren.

„Hier bin ich,“ sagte Slamin, hinter dem Höcker eines Kamels auftauchend. „Du siehst, ich habe Wort gehalten.“

Dabei ergriff er einen Spahn des Wachtfeuers und reichte ihn Elias, damit dieser zwei zu seinen Füßen liegende Basaltbruchstücke prüfen konnte.

Auf den Knien liegend untersuchte der Gelehrte die beiden Steinstücke. Seine Schläfe pochten, seine Kehle war vor fieberhafter Erregung ganz ausgedörrt. Nein, diesmal hatte Slamin seine Erwartung nicht getäuscht. Obgleich er die in den Basalt gemeißelten Buchstaben nicht entziffern konnte, sah er doch auf den ersten Blick, daß sie nicht aus der Fabrik der Maler herstammten.

Während die Männer auf einem Leichensteine die mitgebrachten fünfhundert Pfaster Stück für Stück nachzählten, stand er auf und erblickte durch die Zeltöffnung eine große, schlanke, verschleierte Gestalt, die ihm den Rücken zuehrte. Nun erhob sie, wie um etwas an ihrem Kopfsputz zu ordnen, die Arme, und als dabei ihre weiten, nachschleppenden Ärmel zurückglitten, gewahrte Elias zwei bräunliche, volle, mit Silberringen geschmückte Frauenarme. Ein herber Duft nach Gazellen und Thymian strömte von ihr und dem Zelte aus.

Seine Zinschrift ganz vergessend, dachte Elias:

Gern sähe ich ihr Gesicht, ob es dem Idol ähnelt.

Doch Assir hatte die Steine bereits in seinen Mantel gewickelt.

„Komm, Herr, laß uns gehen, die Nacht schreitet fort!“

Mit Slamin zusammen stiegen sie wieder zur Stadt empor. Von Zeit zu Zeit wandte Elias sich nach dem weißen Mausoleum und dem kleinen schwarzen Zelte um.

„Wer ist jene Frau?“ fragte er endlich.

„Eine Moabitin!“

Und den Gelehrten lauernd anblickend, fuhr Slamin fort:

„Gefällt sie Dir?“

„Ich habe sie ja nicht gesehen.“

Am Fuße der Wälle wandte er sich zum letzten Male um.

Das Zelt war verschwunden, aber auf der nach Moab führenden Straße sah er vier dunkle Klumpen — die Kamele

— dahintraben. Ihr übermäßig vergrößerter Schatten fiel auf den gegenüberliegenden Hügelzug und zeichnete darauf vier apokalyptische Ungeheuer, deren vom Horizonte gleichsam abgeschnittene Köpfe ins Leere gefallen zu sein schienen.

Das galt, wie er wußte, bei den Arabern als ein Vorzeichen großen Unglücks.

„Herr, beeile Dich mit der Heimkehr!“ rief Slamin, vor Furcht die Schultern einziehend, denn auch ihm war jenes böse Vorzeichen soeben aufgefallen.

10.

Es war am Ostermorgen.

Jerusalem regte sich bereits. In dieser Auferstehungsnacht hatte es keine Ruhe genossen. Vitaneien und Gefänge hatten seine Döhlen ermüdet, Tränen und Schweißgeruch seine Nase belästigt. Auch hatten Streitigkeiten und Brüggeleien seine Heiligkeit besleckt. Blut war geflossen, und türkische Soldaten hatten, mit dem Bajonnett in der Faust, den Frieden wieder herstellen müssen.

Nun aber läuteten und klangen die Glocken, nun schlugen die Synandren. Weihrauchwolken umhüllten die Heilige, und alle Herzen, alle Lippen sangen zugleich:

„Er ist auferstanden! Christus ist auferstanden!“

Auf seiner Terrasse wiederholte Elias mechanisch:

„Auferstanden! Auferstanden!“

Auch er hatte nicht geschlafen. Die ganze Nacht hindurch hatte er gewacht, abwechselnd bei Cäcilie und in seinem Arbeitszimmer. Auch in ihm hatten Kämpfe stattgefunden, Todesängste mit froher Hoffnung abgewechselt. Nun fühlte er sich erschöpft, als ob alle Kraft ihn verlassen, doch auch stolz, als ob sein Geschick sich erfüllt hätte. Ihm war zumute, als sei aus seiner Seele eine doppelte Blüte entsprungen.

Er trat an den Rand der Terrasse.

Das Morgenrot übergoß seinen weißen Mantel und färbte ihn purpurn. Sein Antlitz strahlte, sein Körper wuchs, mit Herrschergebärde grüßte er die Stadt.

Er sah wie ein Christus aus.

Und er fühlte sich auch selbst wolkenhoch erhoben, von Sonnen getragen, als Sieger über das Elend und die Bitternisse des Lebens. Und alles nur, weil unten im dämmerigen Gemach ein neues Lebewesen schlummerte, und weil hier auf diesem von der Morgensonne beleuchteten Tische die Genesis einer ganzen, inzwischen verschwundenen Menschheit pochte.

Was Gelehrtenstolz oder Vaterfreude? Er wußte nicht, welches dieser beiden Gefühle das stärkere war. War ja doch auch eins so eng mit dem anderen verknüpft, daß er sie fast verwechselte, denn in dem Augenblicke, da er das klägliche Geschrei seines neugeborenen Töchterchens gehört hatte, war auch der Name der Göttin zum erstenmal von seinen bebenden Rippen gefallen.

Er kehrte in das Arbeitszimmer zurück und warf sich auf seinen Divan.

Papiere füllten den ganzen Raum, bedeckten den Boden und hingen auf den Totenstelen. Große, weiße weiche Blätter Fließpapier, auf dem sich drei verstimmelte Zeilen reliefartig abhoben. Ueberall an den Wänden, auf Regalen und auf den Fliesen wiederholten sich dieselben primitiven, plumpen Buchstaben: Pfeile, Mundschilde, Karrees, Triangeln. Zeils in Kohlezeichnung, teils vergrößert und farbig ausgeführt, wiederholten sie sich bis ins Unendliche, wie eine barbarische Beschwörungsformel, wie ein verhängnisvoller Zauberspruch.

Doch Elias lächelte ihnen verliebt zu; kosend glitten seine Blicke über die Mauern, brünstig küßten sie die Blätter, denn was noch kein menschliches Auge entziffert hatte, las er geläufig, las er mit Wonne, las er mit Grauen:

„Ich . . . Königin von Moab . . . Dir Astaroth Karnaim, auf Deinen Befehl, o Göttin der Göttinnen . . . Erhöht . . . Und zu Deinen Füßen erwürgt.“

Ein eiskalter Schauer rieselte ihm den Rücken hinab, rote Sterne tanzten ihm vor den Augen, der Tisch rötete sich wie ein glühender Altar: feierlich wie ein Tempel der Wüste erschien ihm sein Zimmer.

Das dort also war die Astaroth Karnaim, die Mond-Astaroth, die Göttin des Mel-Kart und der Abglanz Baals, die Ahera der Bibel, welche die Frauen Salomos „auf hohen Bergen und unter grünen Bäumen“ anbeteten; die Astar, die sich in die ägyptischen Hypogäen (Totengrüfte) einschlich,

um in den Verstorbenen wieder Liebesqualen anzufachen. So hatte er endlich diese schwarze Venus, die höllische Schwester der Zanit, die Tochter der syrischen Göttin wieder ans Tageslicht gebracht, sie, die von sich selbst empfangen und erzeugt, die zugleich Mann und Weib, sanft und grausam, Mutter und Jungfrau, keusch und unzüchtig war.

Er sah sie hochaufragend in der Wüste, allein und bluttriefend und lächelnd.

Und vom rhythmischen Tonfall der Worte trunken wiederholte er, als ob er die Perlen eines Rosenkranzes durch die Finger gleiten ließe:

„Astaroth, Astarte, Mischra, Istar!“

Und von neuem beugte er sich über den Tisch und studierte diese beiden schwarzen Basaltstücke, immer wieder vom Zweifel beunruhigt, einer Täuschung zum Opfer gefallen zu sein, sowie von der Furcht gefoltet, doch nicht das entdeckt zu haben, was alle Gelehrten vergebens gesucht hatten: das moabitische Alphabet, aus dem alle anderen Alphabete hervorgegangen waren, und dessen Arabiens Völkerschaften sich bereits zu einer Zeit bedienten, als man in Aegypten noch die Bilderschrift anwandte. Von diesen Buchstaben hier hatte man bereits einige, auf Inschriften verstreut, gefunden, doch war ihre Entzifferung unmöglich, oder aber ihr Sinn unverständlich geblieben.

Zum ersten Male also besaß man einen Satz, so klar und so vollständig, wie es bei solch kleinen Bruchstücken einer großen Statue eben möglich war. Einen beinahe historischen Satz, denn schon die Bibel selbst erwähnt einen König von Moab, der in der Stadt Karnaim einen Tempel zur Anbetung dieser Mischra errichtet hatte.

„O, grausame Königin von Moab! Ist's Dein Geliebter, den Du zu Füßen der Gottheit erwürgt hast?“ murmelte Elias in dem Augenblick, als Assir mit dem Osterkuchen eintrat.

„Ja, Herr, ist! Du hast Fieber!“

Dann blickte er sich um, schüttelte ernst den Kopf und machte zur Abwehr von Unheil mit den Fingern ein paar Teufelshörner an die Stirn.

„Es ist Satan, der Dich diese Nacht besuchte, warum suchst Du zu ergründen, was Allah den Menschen verborgen hält?“

„Gott hält uns nichts verborgen; die Menschen sind es, die alles vergraben aus Furcht vor der Macht der Wahrheit und vor der eigenen Ohnmacht.“

„Du solltest etwas frische Luft schöpfen, Herr!“

„Bei Allah! Du hast recht. Das wird mir das Gehirn durchwohen und klären.“

Rasch schritt er die Treppe hinab, indem er zu sich sagte: „Ich habe nun ein Töchterchen; und kam der Teufel heute zu mir nach oben, so ist unten ein kleines Engelnchen, das seinen Vater schon schützen wird.“

Er öffnete die Pforte. Hier schlummerte noch alles im Schatten.

„Friede sei mit Euch, meine Lieben!“ murmelte er, während er ihnen Kuschhände zuwarf und ein Kreuz über sie schlug.

Unten rührte Frau Fischer eine Suppe.

„Ja, ja, Sie können ruhig ein Weilchen spazieren gehen. Es steht alles ganz gut, und das Töchterchen ähnelt ganz dem Papa.“

Darüber war er so vergnügt, daß er ihr einen herzhaften Kusch ausdrückte.

* * *

Als er aus seinem düsteren Gäßchen auf den Zionsplatz hinaustrat, der sonst ohne Leben und in völligem Schweigen dalag, stieß er auf eine bunte, lärmende Menge, die sich nach dem Jaffa-Tor ergoß. Es war die Bevölkerung des Judenviertels, die in Festgewändern und mit Palmenzweigen auszog, um sich außerhalb der Mauern Lauben und Bette aufzubauen, zur Erinnerung an ihr Wanderleben in der Wüste.

Voran trippelten die Frauen mit ihren seidenen Tüchern und Röcken nach der Mode von 1850, in den grellsten Farben, Rot, Grün, Gelb, Blau, Violett und Orange, mit den Absätzen ihrer Pantöffelchen lustig klappernd, in der einen Hand einen wohlriechenden Strauß, in der anderen ein zusammengefaltetes Taschentuch geziert haltend. Ihnen folgten die Männer in sammetenen Kasanen und Pelzmützen, den Pentateuch unterm Arm und eine Zitrone in der Hand. Und überall sprang und tanzte die jüdische Kinderschaar umher, die, ebenso wie die Alten ausstaffiert und Zweige schwenkend,

von dem ungewohnten Genuß des Luft- und Sonnen-Mannas schon jetzt ganz berauscht war. Sie hüpfte lustig um die vorangetragenen Altäre, auf denen die unter Laubhütten in goldenen und silbernen Futteralen ausgestellten Thorarollen weithin leuchteten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

In heller Sternennacht.

Der Großstädter lernt den Sternenhimmel und seine Pracht nicht kennen, er bekommt auch kaum eine Vorstellung davon, in welcher Weise der regelmäßige Gang der Gestirne die Grundlage des Zeitmaßes bildet und dadurch unser Leben regelt. Ob er als besser Situirter in einem Vorderhause wohnt, ob er als arbeitender und deshalb armer Proletarier sein Leben in den Hinterhäusern hinbringt, vom Himmel erblickt er selten mehr als einen kleinen Ausschnitt, durch welchen an schönen Tagen die Sonne zu ihm herabläßt, an welchem er in schönen sternenhellen Nächten einige Sterne glänzen und funkeln sieht; aber es ist ihm nicht möglich, einen solchen Ueberblick über den gesamten Himmel oder doch einen größeren Teil desselben zu gewinnen, daß er die Konfigurationen (Stellungen) der Sterne zu einander sich einprägen und auf ihre Bewegung achten kann. Außer den sieben Sternen, welche man zum Sternbild des Großen Wärens oder des sogenannten Himmelswagens zusammensetzt, und vielleicht noch dem Polarstern oder Nordstern dürfte nur wenigen Bewohnern der Großstadt ein Sternbild eine vertraute Erscheinung sein. Nur ausnahmsweise kann der Großstädter einmal einen Blick auf das Sternengewimmel an allen Stellen des Himmels werfen; wenn er nämlich das Getöse der Stadt verläßt und sich zur Abend- oder Nachtzeit an den äußersten Grenzen der Stadt ergeht, wo er den Blick ungehemmt über freie Felder schweifen lassen und fast den ganzen Horizont überschauen kann.

Die letzten Tage des Monats März sind zu solch einem abendlichen Spaziergang ins Freie vorzüglich geeignet. Die Luft ist nicht mehr so rau und streng wie im Winter, vielmehr kündigt sich überall schon der nahende Frühling an, den die Astronomen ja mit dem Tage der Tag- und Nachtgleiche am 21. März beginnen, und der Himmel bietet zu dieser Zeit einen ganz besonders prächtigen Anblick dar: Die glanzvollsten Gestirne, die den eigenartigen Schmuck unserer Winternächte bilden, sind noch nicht unter den Horizont herabgesunken, erglänzen vielmehr noch im Westen, während im Osten bereits die sommerlichen Sterne heraufzusteigen, die zwar weniger prächtig sind, aber doch auch manchen funkelnden Stern von der 1. Größen- oder Helligkeitsklasse aufweisen.

Wir wählen zu unserem Spaziergang den beginnenden Frühling, etwa einen Tag der letzten Märzwoche, weil das Mondlicht in diesen Nächten das helle Strahlen und Funkeln der Sterne nicht beeinträchtigt. Am 17. März erschien der Mond im letzten Viertel erst nach Mitternacht am Himmel, und der weiter abnehmende Mond wird am 25. als Neumond völlig unsichtbar, und auch an den folgenden Abenden stört die zarte, sich erst allmählich füllende Sichel das Sternenlicht noch gar nicht.

Die Sonne weist bereits bis nach 6 Uhr über dem Horizont, am letzten März geht sie erst 5 Minuten nach ½7 Uhr unter, und auch in dem hellen Dämmerlichte nach ihrem Untergange können wir noch keine Sterne erkennen. Wandern wir gegen 7 Uhr hinaus ins freie Feld, so können wir im Westen, wo die Sonne verschwunden ist, am scheidenden Abendrot den schönen Abendstern finden, der um so glanzvoller hervortritt, je weiter die Dämmerung herabsinkt. Es ist der Planet Venus, der mehrere Monate hindurch vor Sonnenaufgang als Morgenstern erschien, jetzt aber wieder für längere Zeit als Abendstern leuchten wird. Von allen größeren Sternen ist Venus unserer Erde am nächsten, sie ist ihr an Größe fast gleich und weist auch sonst Verhältnisse auf, die der irdischen nicht unähnlich sind, vielleicht leben auf ihr uns ähnliche vernunftbegabte Wesen, die vor der dort stärkeren Glut der Sonne — sie ist der Sonne fast 6 Millionen Meilen näher als die um 20 Millionen Meilen von der Sonne entfernte Erde — durch eine dichtere Luftschicht geschützt sind. Am südwestlichen Himmel wird bald auch ein anderer heller Stern sichtbar, der freilich die Venus an Glanz nicht völlig erreicht, aber während der letzten Monate fast die ganze Nacht hindurch der schönste Stern an unserem Himmel war; es ist der Planet Jupiter, der Riese unter den Planeten, der die Erde 1264mal an Größe übertrifft. Der Jupiter stellt ein Abbild des Sonnensystems im Kleinen dar, denn wie die Sonne von den Planeten umkreist wird, so kreisen um den Jupiter eine Anzahl von Monden, von denen man einige schon mit einem sehr mächtigen Fernrohr neben ihm am Himmel erblickern kann.

Zwischen diesen beiden Planeten, der Venus und dem Jupiter, finden wir noch einen, aber erst bei starker herabgefunkener Dämmerung, wenn es fast schon völlig Nacht geworden ist, den Mars, der jetzt als kleiner rötlicher Stern erscheint. In der Reihenfolge der Planeten, nach ihrer Entfernung von der Sonne geordnet, folgt der Mars auf die Erde, so daß diese zwischen Venus und Mars steht; dadurch ist bedingt, daß die Entfernung des Mars von der Erde eine sehr wechselnde ist, je nach-

dem er mit ihr an der gleichen oder an verschiedenen Seiten der Sonne steht, sie wechselt zwischen 10 bis 50 Millionen Meilen. Es ist natürlich, daß solchen gewaltigen Unterschieden der Entfernung auch sehr erhebliche Unterschiede des Anblicks entsprechen; in der Erbnähe erscheint der Mars als ein prächtig glänzender rötlicher Stern am Himmel, auf dessen Scheibe man im Fernrohr manch merkwürdige Einzelheiten wahrnehmen kann, gegenwärtig aber ist er nur ein schwaches rötliches Sternchen von wenig bedeutendem Ansehen.

Die genannten drei Sterne Venus, Mars und Jupiter sind Planeten oder Wandelsterne, welche diesen Namen erhalten haben, weil sie bei ihrer Wanderung um die Sonne beständig ihren Platz unter den übrigen Gestirnen des Himmels verändern. Die anderen Gestirne, welche viel weiter von uns entfernt sind, werden Fixsterne (feste, angeheftete Sterne) genannt, weil ihre Bewegungen wegen der großen Entfernungen so unmerklich erscheinen, daß erst in Hunderten von Jahren die veränderte Stellung auffällig wird. Sie glänzen nicht in erborgtem Sonnenlichte wie die Planeten, sondern sind selbständige Sonnen, die uns aus weiter Ferne das Licht als einziges Zeichen ihres Daseins herabsenden; doch ist es so schwach, daß es uns erst bei fast völliger Dunkelheit, wenn die Nacht sich vollständig herabgelassen hat, zur Wahrnehmung kommen kann. Auf unserer Wanderung ist dieses allmählich geschehen, die Venus ist bereits unter den Horizont gesunken, aber eine Reihe von funkelnden Sternen sind dafür mit voller Klarheit hervorgetreten, die im Gegensatz zu den in stillem Glanze leuchtenden Planeten ein Silber- und Funkeln zeigen, das in der klaren mondlosen Nacht einen herrlichen Anblick gewährt.

Im Südwesten fällt uns sofort ein hell funkelnder Stern ins Auge, der hellste Fixstern unseres Firmaments, der Sirius oder Hundstern. Er gehört zu den wenigen Fixsternen, deren Entfernung sich der Messung zugänglich gezeigt hat; sie beträgt 643000mal so viel als die der Sonne. An Masse übertrifft der Sirius die Sonne um das 2fache; in einer Entfernung von 20 Sonnenweiten kreist um ihn ein fast dunkler Begleiter, also gleichsam ein Planet, aber von so gewaltiger Ausdehnung, wie ihn unser Planetensystem nicht kennt, denn er übertrifft an Masse noch das Zentralgestirn unseres Systems, die Sonne.

Richten wir den Blick vom Sirius weiter nach Westen, so finden wir wohl das schönste Sternbild, das unseren Himmel ziert; es ist ein trapezförmiges Viereck, Orion genannt, in dessen Mitte dicht nebeneinander drei helle Sterne stehen, der Gürtel des Orion, oder auch der Jakobsstab, wie diese Sterne in christlicher Zeit genannt wurden. Von den Ecksteinen des Vierecks gehören zwei der ersten Größenklasse an und funkeln besonders auffällig, der nordöstliche, Betelgeuze, in rötlichem, der südwestliche, Rigel, in weißlichem Lichte. Noch weiter nach Westen steht wiederum ein heller Fixstern erster Größe, der rötlich funkelnde Aldebaran, der bereits zum Sternbild des Stiers gehört; in diesem Sternbild steht gegenwärtig der Planet Jupiter, dessen Glanz das Funkeln des Aldebaran etwas beeinträchtigt. Die Verbindungslinie vom Sirius zum Jakobsstab führt in ihrer Verlängerung fast genau über den Aldebaran und Jupiter zu einer sehr bekannten Sterngruppe, die ebenfalls noch zum Sternbild des Stiers gehört, den Plejaden; schwachen Augen erscheint diese Gruppe als ein matter Fleck am Himmel, bessere Augen unterscheiden in ihr sechs einzelne Sterne, recht scharfe sogar neun, während im Fernrohr noch eine ganze Reihe kleinerer Sterne dazukommt. Merkwürdigerweise führt die Gruppe auch den Namen Siebengestirn, der mit der Anzahl der zu erblidenden Sterne aber nicht übereinstimmt.

Ueber dem Sirius am Orion und Stier vorbei zieht sich der zarte Schimmer der Milchstraße in ziemlich genauer Richtung von Süden nach Norden am westlichen Teile des Himmels entlang, etwas bogenförmig, mit der Öffnung des Bogens nach Osten. Dem Sirius gegenüber erbliden wir an der Ostseite der Milchstraße einen hellen Stern erster Größe, den Procyon oder Kleinen Hund. Als Gegenstück zum Orion steht an der Ostseite ein Sechser von Sternen, die Zwillinge genannt; dieses Sternbild hat seinen Namen von den beiden am östlichsten stehenden Sternen erhalten, die auch als die hellsten hervorleuchten, dem sagenhaften Geschwisterpaar Kastor und Pollux. Noch weiter hinaus finden wir zum Teil in der Milchstraße ein Gegenstück zum Stier, die Sterngruppe aus fünf Sternen, die man als das Sternbild Fuhrmann bezeichnet; sein hellster Stern, Capella, glänzt als Gegenstück zum Aldebaran am Ostrand der Milchstraße. Lassen wir den Blick die Milchstraße weiter hinausschweifen, so finden wir in bogenförmiger Anordnung eine Sterngruppe, in welcher nur zwei hellere Sterne auffallen, der eine davon in der Milchstraße selbst, der andere etwas westlich von ihr. Die ganze Sterngruppe wird als das Sternbild Perseus bezeichnet, der zuletzt erwähnte Stern führt den Namen Algol; er ist einer der wunderbarsten Sterne des Himmels, denn wenn er 60 Stunden lang als Stern 2. Größe geleuchtet hat, vermindert sein Licht allmählich schwächer zu werden und sinkt in 4½ Stunden so weit, daß er nur noch als Stern 4. Größe erscheint; dann nimmt die Lichtstärke allmählich wieder zu, bis er nach 4½ Stunden wieder in vollem Lichte der 2. Größe erstrahlt, um nach 60 weiteren Stunden dieselbe Erscheinung zu zeigen. Die wunderbare Erscheinung rührt daher, daß in großer Nähe des Algol ein dunkler Himmelskörper sich befindet, der den Algol in 69 Stunden umkreist und dabei jedesmal für

unseren Standort eine Verfinstlerung des Algol hervorruft, jedoch nicht eine vollständige, sondern nur eine teilweise, wie auch der Mond, wenn er zwischen Erde und Sonne tritt, häufig einen Teil der Sonnenscheibe verdeckt.

Nördlich vom Algol resp. vom Perseus finden wir in der Milchstraße drei Sterne 2. und zwei Sterne 3. Größe in einer Anordnung, die nahezu wie der lateinische Buchstabe W erscheint; diese Gruppe führt den Namen Cassiopeja.

Da es schon ziemlich spät geworden ist, wenden wir uns zum Rückwege, wobei uns der östliche Teil des Himmels ins Auge fällt. Vor allem erbliden wir hier in großer Höhe den bekannten Himmelswagen, dessen Hinterräder in ihrer Verlängerung zum Polarstern führen, dem Sterne, der in nächster Nähe am unberrückbaren Himmelspol steht. Hier sieht man ein eigentümliches Spiel der Natur, eine fast genau gleiche Anordnung von Sternen wie beim Himmelswagen, nur in verkleinertem Maßstabe und in umgekehrter Richtung. Man nennt diese Gruppierung von Sternen daher den Kleinen Wagen oder den Kleinen Himmelswagen, sein lechter Deichselstern ist der eben genannte Polarstern. Daß der kleine Wagen nicht ebenso bekannt ist wie der große, rührt daher, daß in dessen auffälliger Stellung sechs helle Sterne 2. und einer 3. Größe sich befinden, während der kleine Wagen neben dem Polarstern nur noch einen Stern 2. und einen 3. Größe aufweist, die anderen Sterne jedoch zur 4. und 5. Größenklasse gehören.

Nach im Norden funkt ein Fixstern 1. Größe, Wega, vom Sternbild der Leher, in wenigen Monaten einer der herrlichsten Sterne des Himmels. Gegenwärtig tritt er wegen seines tiefen Standes noch nicht besonders hervor, viel auffallender ist ein rötlicher Fixstern 1. Größe am östlichen Himmel, auf welchen die Deichsel des Wagens unmittelbar hinweist; es ist der Arktur, der aus der ihn umgebenden Gruppe hervorsticht, mit welcher er zum Sternbild Bootes zusammengefaßt wird.

Tiefer als der Bootes mit dem Arktur steht am Osthimmel, etwas südlicher noch als jener, das Sternbild der Jungfrau, in welchem die wichtige Spica als heller Stern 1. Größe ins Auge fällt. Am südöstlichen Himmel erglänzt ein fast trapezförmiges Viereck, das aber weder an Ausdehnung noch an Helligkeit der Sterne den Orion erreicht, doch fällt es in der völligen Dunkelheit trotz seines tiefen Standes durch die eigenartige Konstellation seiner Sterne auf, es führt den Namen: der Rabe. Zwischen dem Raben und dem großen Wagen erbliden wir einen hellen Stern 2. Größe, Denebola; er gehört als äußerster Stern zu einem sich von ihm aus nach Westen erstreckenden flachen Sechseck, das als der Löwe bezeichnet wird. Der hellste Stern dieses Sternbildes ist der weißlichste, ein Stern 1. Größe, der Regulus, den wir genau im Süden fast über unserem Haupt finden. Wollen wir jetzt noch den Blick weiter schweifen lassen, so müßten wir uns wieder wenden und würden westlich vom Regulus die schon früher erwähnten Zwillinge Kastor und Pollux finden.

Noch ist es schon spät geworden und wir kehren mit rascheren Schritten zu dem auch zur Nachtzeit nicht verstummenden Geräusch der Stadt zurück, besetzt von dem Wunsche, uns öfter an der stillen Majestät der Sternennwelt erheben zu können. — Bt.

Kleines feuilleton.

bro. Die Ronneburger Weberrevolte. In kurzer Zeit werden es 65 Jahre, daß das kleine altenburgische Weberstädtchen Ronneburg, von einer, allerdings unblutigen, lokalen Revolution „durchbraust“ wurde. Im dritten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts war im Greiz-Geraer Bezirk, schon gerade so wie heute, die Textilindustrie als Erwerbszweig vorherrschend, nur mit dem Unterschiede, daß damals noch keine mechanischen Webereien mit Dampfbetrieb ihre schwarzen Schlotte in die Lüfte emporhoben. Sie waren alle noch Handweber, die in der Heimarbeit ihr tägliches Brot verdienten, indem sie von früh 5 bis nachts 10 und 11 Uhr unermüdet ihre Webstühle in Bewegung setzten. Auch die Stadt Ronneburg beherbergte in jedem Hause einen oder mehrere Webstühle, mitunter war auch das ganze Haus vom Erdgeschloß bis unters Dach hinauf mit Webstühlen vollgepfropft, auf Hausflur und Korridor, überall wurde gesputt und gewebt. Den größten Teil der Zimmer nahmen die Webstühle ein, und die Arbeitsstätte diente auch gleichzeitig als Koch- und Wohnraum. Den ganzen Tag hindurch hörte man in jener Zeit in allen Straßen und Gassen das ewige „ja-del-te“, „pa-del-te“.

Im Jahre 1839 wurde die erste mechanische Weberei des thüringischen Bezirks in Ronneburg, an der Verdauer Chauffee, erbaut, vorher hatte ein Gasthof und Tanzlokal „Zur goldenen Schnalle“ an der Stelle gestanden, wo jetzt der erste Dampfschlot in die Lüfte ragte. Aus dem Grunde wurde die Fabrik „Schnalle“ genannt.

Mit Staunen sahen die Weber der ganzen Umgegend, wie in der neuen Fabrik, für damalige Begriffe, ungeheure Massen von Waren produziert wurden, und wie die Weberschifflein an den aus Frankreich bezogenen Stühlen ganz von selbst hinüber- und herüberflogen.

Die Faktoren und Zwischenmeister, die von den großen Textilmanufakturen die Aufträge erhielten und bis zu 40 Webstühle be-

schäftigten oder besaßen, sahen wohl ein, daß ihnen durch die neue Konkurrenz früher oder später der Garaus gemacht würde. Denn schon jetzt waren die Stoffe billiger geworden; sofort machten die Zwischenmeister ihren Gesellen Lohnabzüge. Sie konnten ja einen Grund angeben. Alle Schuld wurde von ihnen der neuen Fabrik zugeschoben. Eine willkommene Gelegenheit, ihre Arbeiter zu drücken, kam ihnen so leicht nicht wieder. Die Löhne, die damals Hungerlöhne in des Wortes wahrster Bedeutung gewesen, wurden noch um die Hälfte reduziert. Kartoffeln mit Heringslake und Eiderbrühe war die Hauptnahrung der armen Zeugmacher. Ihre Bedrücker aber zischelten ihnen ins Ohr: Nur die neuen Maschinen da drücken in der „Schnalle“, tragen die Schuld an der Not der Zeugmachergesellen. Diese ergrimmten darüber und gerieten in eine ungeheure Aufregung. Oft sah man jetzt des Abends die abgehärmten Gestalten zusammenstehen. Geheime Zusammenkünfte folgten. Die Gesellen folgten den Ohrenbläsern ihrer wirklichen Bedrücker.

Man beschloß, die Fabrik dem Erdboden gleich zu machen, um wieder mehr Lohn, mehr Brot und auch einmal Fleisch in der Woche zu haben.

Am 26. März 1841 abends versammelten sich die Zeugmachergesellen im „Gartenhause“, einer kleinen Schankwirtschaft, die im Süden der Stadt an der alten Stadtmauer lag. Gegen 9 Uhr wurde aufgebrochen. Man zog vor das gehäzte Gebäude. Die Türen und Fenster der Fabrik wurden zertrümmert, und dann alles, was darin war, Rohmaterialien, fertige Ware und Webstühle, vernichtet. Als alles kurz und klein geschlagen war, zog man frohen Mutes ab.

Aber es war ein Verräter unter den Erbitterten gewesen, der in der Unternehmung die Anführer bezeichnete. Der Prozeß wurde allen Beteiligten gemacht. Als Hauptträdelsführer wurden die Gesellen Trautveter aus Eisenach, Mutz aus Weida, Hedler aus Gera und Winkler aus Ronneburg gebürtig, ermittelt und zu 8 bis 10 Jahren Zuchthaus verurteilt, die sie auf der Leuchtenburg bei Nahta verbüßten. Auf jener Leuchtenburg, die durch das Verbot der altbayerischen Regierung, für den Auszug des Jenaer Parteitags, im letzten Jahre so berühmt geworden ist. Damals schaltete also noch keine feste Kellnerin in dem lauschigen Burghofe, denn die Leuchtenburg diente als Landeszuchthaus. Und die Verleser in den Türmen erzählen heute noch dem Besucher, der sich in jene Zeiten zurückversetzt, von den Grausamkeiten früherer Jahrhunderte. Als die wegen des Weberfraßes verurteilten Gesellen dort schmachteten, gab es noch harte Zwangsarbeit und die Prügelstrafe feierte Orgien. So mußten gerade in jenen Jahren die Sträflinge einen 150 Meter tiefen Brunnen in den harten Felsen graben, und es ist vorgekommen, daß Delinquenten an den Folgen von Prügelprozeduren verstorben sind. Erst nach der Volkserhebung von 1848 sind die Webergesellen begnadigt worden, nachdem sie sieben und acht Jahre ihrer Strafe verbüßt hatten.

Die übrigen Teilnehmer an der Revolte wurden zu Gefängnisstrafen von vier, sechs und acht Wochen verknackt. Weil aber das Gerichtsgefängnis zu ihrer Unterbringung nicht zulangte, mußten die meisten in einem Seitengebäude des herzoglichen Mineralbades, dessen Fenster zu diesem Zwecke mit Brettern vernagelt wurden, ihre Strafe abfügen. Dort scheint nun ein gemüthlicheres Gefängnis gewesen zu sein, da es allerlei Kurzweil beim „Fegernschleizen“ gegeben hat. Zu Frühstück und Besperzeiten haben sogar die Einwohner zeitweilig Bier hinausgeschickt. Obwohl der Aufseher ein brutaler Mensch war, konnte er doch nichts gegen den größten Teil der städtischen Einwohnerschaft ausrichten, sondern mußte die geschenkten Getränke wohl oder übel hinüberlassen. In diesem Gefängnis ist ein Gedicht entstanden, das den ganzen Verlauf der Revolte schildert. Es führt den Titel „Das Schnallened“. Nur noch ganz alte Leute verstehen es heute zu singen. In den Nachkommen jener Zwischenmeister ist die Besichtigung ihrer Großväter eingetroffen. Sie stehen heute meistens selbst hinter den mechanischen Webstühlen. Wenigstens die der kleineren Meister. Die großen haben wohl selbst mechanische Webereien angelegt und ihre Enkel sind Fabrikanten geworden. In der „Schnalle“ wurde noch viele Jahrzehnte gewebt. Dann wurden einmal Schuhe darin gemacht. Und heute stellt man darin kilometerfressende Automobile her. Stets und ständig ist Arbeiterschweiß darin geflossen. Das Gebäude heißt aber auch heute noch „die alte Schnalle“.

t. Ermüdung und Erholung. Durch eine Reihe elektrischer und anderer Experimente hat Professor Stirling die Erscheinungen untersucht, die bei ungewöhnlichen Anstrengungen von Körper und Geist eintreten. Es ist eine bekannte und durch wissenschaftliche Feststellungen gestützte Anschauung, daß die Ermüdung in den Muskeln und Nervenzellen gewisse chemische Veränderungen hervorruft. Wenn diese Ermüdungsprodukte nicht mit genügender Schnelligkeit beseitigt oder in einen normalen Zustand zurückgeführt werden, so vergiften sie den ganzen Körper und erzeugen den Zustand der Erschöpfung, den wohl schon jeder Mensch einmal an sich erfahren hat. Dabei zieht eine übermäßige geistige Anstrengung auch eine körperliche Ermüdung nach sich und umgekehrt. Jedes Organ, das besonders in Tätigkeit gesetzt wird, verlangt eine stärkere Blutzufuhr als die übrigen. Es ist aber nicht genug Blut im Körper, um alle Organe hinreichend zu versorgen, wenn sie gleichzeitig in Tätigkeit treten sollen. Daraus ergibt sich eine für jeden fühlbare Beschränkung der

menschlichen Leistungsfähigkeit. Insbesondere hat Professor Stirling genau nachgewiesen, warum z. B. der Besuch einer Ausstellung so auffallend ermüdend wirkt. Bei Kindern lassen sich die Folgen einer geistigen Ueberanstrengung sehr klar erkennen. Wenn ihr Gehirn überarbeitet ist, so tritt eine Trägheit der Auffassung, Gedächtnisschwäche und Unaufmerksamkeit ein. Eine übermäßige geistige Arbeit kann in ihren Wirkungen auf die Dauer durch verlängerten Schlaf nicht aufgewogen werden. Das Heilmittel liegt allein in einer Verminderung der Arbeit und einem größeren Zeitaufwand für die Erholung. Wenn aus irgend einem Grund Kinder ungenügenden Schlaf haben, so kommt dieser Zustand auf Ueberarbeitung hinaus und verlangt deshalb peinliche Aufmerksamkeit, weil er auch die Widerstandsfähigkeit des Kindes gegen Anfälle von Krankheit vermindert. Sowohl die Nervenzellen wie die Muskeln sind bei den meisten Menschen zwischen zehn und elf Uhr vormittags am besten gerüstet, und diese Stunde eignet sich daher vorzugsweise für solche Arbeit, die das Gehirn besonders anstrengt. Professor Stirling tritt auch mit Energie dagegen auf, daß Schulkinder außerhalb der Schulstunden zur Arbeit ausgenutzt werden.

Medizinisches.

hr. Die Einwirkung des Tees auf den Magen. Während man heutzutage wohl darin einig ist, daß im Kaffee sowohl wie im Tee Bestandteile enthalten sind, die dem Menschen schädlich werden können, hat man früher viel begeisterter über den Tee geurteilt. Im 17. Jahrhundert gab es viele Lobredner, die dem fleißigen Genuß des Tees die Eigenschaft zuschrieben, die Gesundheit zu erhalten und das Leben zu verlängern. Ein solcher Lobredner war auch der Amsterdamer Arzt Stephan Blancard, der 1705 ein eingehendes Werk über Kaffee und Tee schrieb. In diesem finden sich die Wirkungen des Tees auf den Magen schon ziemlich richtig dargestellt. Blancard betonte, daß die meisten Magenkrankheiten entweder durch eine zu große Menge von Schleim oder durch zu viel Säure oder durch beide zugleich entständen. Nun wird der Magen durch den Tee gekräftigt, und man bekommt größeren Hunger zum Essen. Umgekehrt ist der Tee auch sehr am Plage beim Magenjammer, bei verdorbenem Magen infolge von zu reichlichem Genuß von Speisen und Getränken, bei Erbrechen, Aufstoßen und Blähungen. Es ist interessant, wie diese Anschauungen der Teewirkung auf den Magen noch heute ihre volle Gültigkeit haben; die experimentellen Untersuchungen des Dr. Tosaoki Sasaki aus Japan haben dies ergeben. Bei empfindlichen Magen ist im Gegensatz zu anderen Reizmitteln der Teeaufguss am Plage. Er ist leichter beseitigbar für den Magen als Kaffee, weil ihm die Nährstoffe des Kaffees fehlen, und er daher nicht reizend wirken kann. Aus den an Hunden vorgenommenen Versuchen des japanischen Arztes ergibt sich, daß durch Tee die Saftabsonderung des Magens gehemmt wird, daher wird bei herabgesetzter Absonderungstätigkeit des Magens der Tee schlecht vertragen, dagegen bei gesteigerter recht gut. Im allgemeinen sind bei empfindlichem und in seiner Absonderung geschwächtem Magen starke Aufgüsse schädlich, dagegen wirkt ein schwacher Teeaufguss appetitanregend infolge seines Aromas.

Humoristisches.

— Bedenklicher Nachsatz: „Na, lieber Theodor, wie seh' ich heute aus?“

„Schön bist D' worden — aber lang hat's dauert!“

— Theater-Glosse: Wenn der Verfasser eines Stückes verächtlich sagt: „Ich pfeif' auf das Publikum“ — dann hat gewiß vorher schon das Publikum gepfiffen.

— Aus einem Festbericht: „... Die zu Ehren des Herrn Jubilars veranstaltete Festlichkeit nahm einen würdigen und für alle Teile befriedigenden Verlauf. Zum Schluß wurde ein brillantes Feuerwerk abgebrannt, wobei elf Personen, davon zwei lebensgefährlich, verletzt wurden, und das benachbarte Wohnhaus in Flammen aufging.“ — („fliegende Blätter“)

Notizen.

— Von Rabelais' Meisterwerk „Gargantua und Pantagruel“ erscheint binnen kurzem eine neue vollständige deutsche Ausgabe von Gottlieb Regis im Georg Müller'schen Verlag zu München. Das Werk wird nur auf dem Subskriptionswege verbreitet.

— Die neunte Versammlung deutscher Historiker findet vom 17. bis 21. April in Stuttgart statt.

— Das komisch-romantische Spiel in einem Aufzuge „Der fahrende Schüler“ von Edgar Jstel erlebt heute am Hoftheater in Karlsruhe die Uraufführung.

— Das Theater an der Wien hat für die nächste Spielzeit schon vier neue Operetten fertig liegen.

— Unter den Architekten Martin Dülfer in München, Regierungsbaumeister Moriz in Köln und Heinrich Seeling in Berlin wurde ein engerer Wettbewerb um Entwürfe für ein Stadttheater in Lübeck ausgeschrieben.